

21. 06. 1927 Di

3. Sonntagsgeräusche in
Luxemburg

Abreißkalender.

Es gibt wohl kaum eine Stadt, die es an wehmütiger Poesie der Sonntagsgeräusche Luxemburg gleich tun könnte.

Denn es gibt kaum eine, in der aus diesen Sonntagsgeräuschen durch die vielfachen Entfernung die Plastik der Unmittelbarkeit so weich hinausretouchiert, die ausgelassene Lebhaftigkeit so zu Unendlichkeitsphärenmusik herabgedämpft wäre, wie hier.

Ich meine natürlich nicht das Straßengewirr der Altstadt, sondern das Siedlungsband, das an Stelle des Festungsgürtels getreten ist, die neuen Viertel da draußen, in denen zwischen Straßenzügen noch Wiesengründe und baumgrüne Gartenflächen liegen. Zwischen ihnen und dem Stadt kern weiten die zwei breiten Einschnitte des Parks und des Petrusaltales das Stadtgebiet in einer befreidenden Geste auseinander.

So sind Entfernung geschaffen, durch die hindurch sich für Auge und Ohr die Härten der Unmittelbarkeit abschleifen und über die hinweg die Geräusche veredelt sich schwingen, die sonst an den Straßenecken sterben oder häßlich auseinander brechen.

Ich denke an die Sonnagnachmittage der Pennälerzeit, die wir im Studienraum verträumten oder in verbotenen Büchern heimlich verlasen.

Vom Petrusatal her, wo die „Schieß“ ihre Stände hatte, knallten weich die Büchsen und weckten noch weicheren Widerhall. Das kam, ach! so weit her, weiter, als übers Meer, aus einem Leben, das uns dunkle Fremde und glanzvolle Verheilzung zugleich war. Die ganze verlassene Einsamkeit, Wehmut, Sehnsucht, Verträumtheit, Nutzlosigkeit so eines eingeschlossenen Pennälersonnagnachmittags war in diesem gedämpften Büchsenknall noch Jahrzehnte lang für die Erinnerung eingeschlossen. Und manchmal klangen abends, ebenso weich verwischt, stoßweise, die abgerissenen Stücke einer Tanzweise geflattert. Es mußte wieder Werktag werden mit der scharfen Luft, mit den Pflichten und dem bestimmten, un nachsichtigen Tagewerk, mit den Werktagsgeräuschen, die von

Zweitmäßigkeit und Nützlichkeit, von Wollen und Müßen klangen, damit die Verträumtheit aus Herz und Hirn hinausgeblasen wurde.

Und heute: Einen Sonntag lang hantet dich der Beruf an den Arbeitstisch. Durch den Baum vor dem Fenster scheint die Sonne und rauscht der Wind. Die Blätterschatten tanzen ausgelassen auf dem Papier, um die Spitze der Füllfeder. Aus der Ferne kommt das stilisierte Kuhgebrüll der Autohuppen, im Naher kommen Schnarchen, singen, grunzen die Motore wie vergnügte oder zornige Märchentiere, und dann weht der Wind ein paar Musikalte herüber — Blechmusik, von einem Umzug, einer Prozession, einem Ständchen, was weißt du — die Musik mag noch so blechern sein, sie ist durch die Entfernung geadelt, sie Klingt dir, als sei in den drehenden Erdball vom Schöpfer eine Musikkose eingebaut, deren Weisen so leise, zart, gedämpft durch den Sonnagnachmittag ziehen, daß du nicht umhin kannst, dich in Unendlichkeitsgedanken und Ewigkeitssehnsüchte zu verlieren.

Ach ja, dieser ferne Sonnagnachmittagsmusikzauber! Was steht eigentlich dahinter? Vierzg. Mann, die in Reihen im Takt hintereinander schreiten und in getrimmte Kupfer- und Nickelblechröhren blasen, und ein Mann, der durch aufgeschriebene Noten dafür gesorgt hat, daß daraus ein Marsch wird. Sie schwitzen, ihre Bäder sind komisch ausgeblasen, ihre Augen treten dick hervor, teils vor Anstrengung, teils aus Angst davor, daß sie falsch blasen möchten oder daß sie aus dem Tritt lämmen. Und in deinen Ohren wird diese edige Materialität zu eitel Poesie, zu sphärenmusik und ewigkeitssehnsüchtiger Wehmut. Wie die Alpen, die aus sechzig Kilometer Entfernung weiche Watte und in der Nähe Schroffen, Schlände, Kälte und Tod sind.

Wie recht hat der Weise, der sich das Leben möglichst weit vom Leben hält.

Und wie unrecht manchmal!

Mardi 21. 6. 1927